

Kjell Westö · Geh nicht einsam in die Nacht



Kjell Westö

Geh nicht einsam  
in die Nacht

Roman

*Aus dem Finnlandschwedischen  
von Paul Berf*

**btb**



**Wild men who caught and sang the sun in flight,  
And learn, too late, they grieved it on its way,  
Do not go gentle into that good night**

**Dylan Thomas**

**Geh nicht einsam in die Nacht  
du weißt nie, was dir begegnet  
du weißt nie, wessen Beute du wirst**



# **DER ANFANG**

**Was wir wissen und was wir nicht wissen.**

**Was wir sehen und was wir nicht sehen.**



MANCHEN MENSCHEN STEHT auf ihrem Lebensweg die Unzulänglichkeit ins Gesicht und in die Bewegungen geschrieben. Sie strahlen Furcht aus und bekommen weniger Chancen, als sie verdient hätten, und irgendwann fressen ihre Misserfolge sie innerlich auf. Ich nehme an, dass die Person, die ich Ariel nenne, von Anfang an ein solcher Mensch gewesen ist.

Andererseits gibt es Menschen, denen alles leichtzufallen scheint, so leicht, dass ihr Können und ihre Furchtlosigkeit im Laufe der Jahre zur undurchdringlichen Maske werden. Trotzdem geht eine undefinierbare Bedrohung von ihnen aus. Es ist, als flüsterte jemand, vielleicht ein Raubtier, unter ihrer Maske: Leg dich bloß nicht mit mir an, es wird dir schlecht bekommen. Jouni Manner ist ein solcher Mensch.

Und ich, wie bin ich? Ich weiß es nicht. Ich habe mich so lange und so gut vor den anderen versteckt, dass ich mich selbst verlor.

Ich bin die Stimme, die von Ariel und Jouni, die von Adriana Mansnerus und ihrer kleinen Schwester Eva, von Pete Everi im Stationsvägen 12 in Tallinge und vielen, vielen anderen erzählen wird. Doch wer erzählt, sucht immer auch nach sich selbst.

Es gibt Geschichten, die geradeheraus und schlicht erzählt werden müssen. Sie sollen klingen, als wären sie niemals von Menschenhand berührt worden, als wären sie vom Himmel gefallen oder in einer Wolke aus Feuer und Schwefel aus der Unterwelt aufgestiegen.

Und es gibt andere Geschichten, in denen sich der Erzähler zu

erkennen geben muss, damit die Zusammenhänge sichtbar werden.

Diese hier gehört zur letztgenannten Art, das weiß ich schon jetzt, da ich ein weiteres Mal Adriana Mansnerus' Tagebücher herausuche und in ihnen blättere, da ich zum ersten Mal seit vielen Jahren die missratene Biographie über Jouni Manner aus dem Bücherregal ziehe und zu verstehen versuche, was für ein Mensch zwischen den Zeilen aufscheint.

Nun, ich bereite mich darauf vor, anzufangen.

\* \* \*

Ariel Wahl wurde mitten im Krieg geboren, zu einer Zeit, in der sich alle – Männer, Jungen, Frauen, Mädchen – verhärtet mussten. Dennoch beschloss seine Mutter Lydia, ihn ausgerechnet Ariel taufen zu lassen. Es gab keinen Vater, jedenfalls keinen, der geblieben wäre, und Mutter und Sohn zogen häufig um, allerdings immer an ähnliche Orte: Ariel wuchs in den härtesten Vierteln von Helsingfors auf, in Vallgård, Rödborgen und Berghäll.

Als Ariel zum ersten Mal Jouni Manner begegnete, bezog er eine Tracht Prügel. Es geschah im Spätsommer auf einer Brachfläche an der Ecke Tavastvägen und Fjärde linjen, es war Abend und der Sonnenuntergang kalt und schneidend, und in Hunderten Fenstern brannte bereits Licht. Jouni Manner war damals erst vierzehn, aber groß und hart wie Feuerstein und längst einer der gefürchtetsten Raufbolde in den unteren Teilen des Arbeiterbezirks Berghäll. Selbst Ariel, ein verträumter und weltabgewandter Jüngling, hatte schon von ihm gehört. Dagegen wusste Manner außer dem Namen fast nichts über Ariel, er wusste beispielsweise nicht, dass Ariel sich nicht prügeln konnte, und ebenso wenig, dass er stotterte, wenn er sich bedroht fühlte. Außerdem war Manner zu jung, um die Weichherzigkeit wahrzu-

nehmen, die Ariel ins Gesicht geschrieben stand. Manner war kein Sadist, er verlangte nach ebenbürtigen Gegnern, in Ariel sah er lediglich einen älteren Jungen, einen potentiellen Rivalen, und als solcher musste er bezwungen werden. Deshalb versperrte er Ariel den Weg und erklärte, sowohl Ariel als auch Wahl seien Schwulennamen, und wer so einen schwulen Namen habe, dem werde die Fresse poliert, und da er zwei habe, bekomme er erst recht was in die Fresse. Ariel versuchte, darauf mit einer witzigen Bemerkung zu reagieren, begann vor Angst jedoch zu stottern: Er war siebzehn, aber Leuten wie Manner, der noch dazu von zwei Adjutanten unterstützt wurde, die bei Bedarf eingreifen würden, hatte er nie und würde er auch nie etwas entgegensetzen können. Als Ariel zum dritten Mal zu Boden ging, weigerte er sich, sich wieder aufzurappeln. Seine Nase blutete, und er wollte nicht mehr geschlagen werden. »Steh auf«, sagte Jouni Manner, »hau ab!« Ariel sah Jouni an und sagte: »I-ich hab w-wirklich nicht vor, a-a-aufzustehen. Wenn du mich n-noch mal schlagen w-willst, m-musst du dich b-b-bücken.«

Eine Woche nach dieser einseitigen Prügelei kam Ariel in die riesige Aleksis-Kivi-Schule am Braheplan. Jouni Manner besuchte dieselbe Schule, und trotz des Altersunterschieds und ihrer brutalen ersten Begegnung sollten die beiden Freunde werden.

\* \* \*

Ich möchte eine andere und weiter zurückliegende Geschichte erzählen.

Es ist Frühling in Europa. Adolf Hitler hat in seinem Bunker Selbstmord begangen und das Deutsche Reich kapituliert. Die Rote Armee kontrolliert Berlin, und die Berlinerinnen schließen sich in ihren Wohnungen und Kellern ein, um nicht vergewaltigt zu werden. Josef Stalin behält seine talentierten Marschalle

Schukow und Konew wachsam im Auge, während er gleichzeitig geheim zu halten versucht, dass er alle deutschen Atomphysiker finden und nach Moskau schaffen möchte, und zwar möglichst schnell, denn in Los Alamos in New Mexico wird schon seit langem am Projekt Manhattan gearbeitet: Es sind nur noch zwei Monate, bis die Testbombe Trinity in der Wüste detonieren wird. Auch in diesen Wochen kommt es täglich und in allen Himmelsrichtungen zu Grausamkeiten, aber es ist dennoch eine Art Atempause, ein Augenblick, in dem viele der unfassbarsten Gräueltaten noch hinter der nächsten Ecke der Zeit versteckt stehen. Die Filme aus Auschwitz, in denen Bagger Leichen schaufeln und befreite Gefangene mit erloschenem Blick in die Kamera starren, sind noch nicht verbreitet worden. Und die Besatzung der Enola Gay hat Little Boy noch nicht abgeworfen, und Little Boy hat keine Menschen aus Fleisch und Blut in verbrannte Wandabdrücke von Wesen verwandelt, die eine Sekunde zuvor um ihr Leben rannten.

In Helsingfors ist zartester Mai, und auf dem Järnvägstorget spielt man Friedensjazz. Die Combo, eigentlich The Stomping Indiana Boys, aber zur Feier des Tages in Peace Messengers umgetauft, befindet sich in der Nähe der nordwestlichen Ecke des Platzes, die Ladefläche eines LKW bildet ihre Bühne. Der Wagen steht in einer Linie mit der Centralgatan, und die Musiker sitzen so, dass ihre Gesichter dem Restaurant Fennia im Osten zugewandt sind. Einer von ihnen, der zweite Trompeter, heißt Lennart Wahl und hat einen knapp zweijährigen Sohn namens Ariel, den er bald verlassen wird, denn Lennarts Nerven sind zerrüttet und er ist dem Alkohol verfallen, und nach einer Operation, bei der sein linker, von Granatsplittern zerfetzter Fuß, fast hätte amputiert werden müssen, ist er morphiumsüchtig.

In derselben Ecke des Platzes steht eine junge Frau namens

Elina Savander. Als der Winterkrieg ausbrach, war sie erst siebzehn Jahre alt, vor ein paar Tagen hat sie ihren dreiundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Sie ist blond und trägt einen schwarzen Rock und einen dunkelgrünen Mantel in einem Schnitt, der vor dem Krieg modern war: Sie hat ihn von ihrer Tante Hilikka bekommen, die an Krebs erkrankt ist und den Sommer wohl nicht überleben wird. Auch ihr Hut ist aus der Mode, und die Pumps, die ihre Mutter Kerttu ihr im Sommer 1940 schenkte, sind verfärbt und abgetreten.

In der Nähe des Orchesterpodiums herrscht ein fürchterliches Gedränge, an Tanzen ist nicht zu denken. Aber das stört keinen, niemand lässt sich davon die gute Laune verderben, denn trotz der leichten Wolkenbank, die von Porkala im Südwesten heranzieht, ist es ein Tag des Lichts, ein Tag des Erwachens: Ein sechs Jahre währender Alptraum soll ausgelöscht werden. Nur Elina Savander fällt es schwer, sich mit den anderen zu freuen. Sie ist von vierzigtausend Menschen umgeben, zu denen ihr Verlobter, ihr Bruder und ihre beste Freundin gehören, aber während einiger Minuten zu Beginn des Konzerts sieht Elina nur das, was niemand sonst sehen will. Sie betrachtet nicht den Jubel und die Ausgelassenheit, sondern blickt unverwandt in die Gesichter der Menschen und sieht, wie zerknüllt, wie tief in Freudlosigkeit erstarrt, wie verbittert und gezeichnet sie sind. Sie sieht die Körper, die versuchen, sich im Rhythmus von *All Of Me* zu drängen und zu knuffen, ihren frisch erwachten Eifer dagegen nicht: Sie sieht nur die hagere, nahezu ausgemergelte Schlaksigkeit so vieler dieser Körper. Sie sieht die Spuren des Kriegs, wie sich die vergangenen sechs Jahre in den Überlebenden abgelagert haben, und um diesem Bild auszuweichen, hebt sie den Blick und richtet ihn auf das große, aber helle Skoha-Haus an der Ecke Brunnsгатan und Centralгатan. Sie schaut weiter die Centralгатan hinunter bis zum Schwedischen Theater, und als ihre Augen

zur grauweißen, fast milchigen Wolkendecke hinaufschweifen, wird sie von den Kriegsjahren eingeholt. Plötzlich brechen sie über Elina herein wie eine Herde schwarzer, nach Morast stinkender Untiere, wie eine schlammige, erstickende Erinnerung, die einen niemals in Frieden lassen wird, in der man unwiderlich ertrinkt, bereits ertrunken ist, und die hämmernde Frage beim Untergehen lautet: Wie kann ein Alptraum nur so lange dauern, dass er, wenn du endlich aus ihm erwachst, deine eigene Jugend und die deiner liebsten Freunde verbraucht hat?

Elina Savander ist kurz davor, von Trauer übermannt zu werden, aber im selben Moment endet »All Of Me«, und der Applaus und die Bravorufe für den Vokalistin holen sie in die Gegenwart zurück. Der Sänger, ein junger Mann mit schwarzem, zurückgekämmtem Haar, bedankt sich für den Applaus und setzt sich hinter der Band auf einen Stuhl, während die Peace Messengers die ersten Takte einer kubanischen Conga spielen. *Otra Vez Me Has Robado Mi Viejo Corazón* heißt diese Conga, aber das weiß Elina nicht, und sie merkt auch nicht, dass ihre rechte Hand – eine schmale, blasse Winterhand, die um die Fingerknöchel ein wenig rau und rot ist – anfängt, den Takt auf der Außenseite des Oberschenkels zu schlagen, als hätte diese Hand einen eigenen Willen. Allmählich geht es besser, ja, sie fühlt sich schon etwas besser, es sind ja nicht nur die Kriegsjahre, die den Körper steif und die Seele kalt und pessimistisch gemacht haben, es ist genauso die aufreibende Gegenwart, Tante Hilkkas Krankheit, die vergangene kühle und verregnete Maiwoche und das lange, ewig lange Tanzverbot. Das Tanzverbot ist noch nicht aufgehoben worden, die Behörden haben für den Friedenstanz lediglich eine Ausnahmegenehmigung erteilt, und Elina ist unsicher, denn sie möchte nichts Unpassendes tun. Körper und Seele sind gleichsam aus der Übung, man weiß nicht, ob man endlich wieder man selbst werden darf oder weiter ein anderer

sein muss, zum Beispiel eine Heldin der Heimatfront, die still und duldsam ihre Opfer bringt. In ihrem Inneren ist alles noch träge und kalt, unbeweglich und stumm, winterlich: Es braucht seine Zeit aufzutauen, und so hat nicht nur Elina es empfunden, so ist es für alle gewesen, für die vierzigtausend auf dem Platz, für die Hunderttausenden, die in dieser Stadt wohnen, für die Millionen, die das Land bevölkern. Aber jetzt bahnt es sich an, die Conga mit ihren karibischen Rhythmen macht es möglich, es taut, das Eis schmilzt, in Mensch auf Mensch erwacht etwas zum Leben, und nachdem Elina sich nun aus ihrer Schwermut losgerissen hat, sieht sie auch anderes als die bedrückenden Erinnerungen in den geläuterten Gesichtern, sie sieht Freude, sie sieht Erwartung, sie sieht, wie es in Augenwinkeln aufblitzt, und hier und da erblickt sie sogar aufkeimende Verliebtheit, in das Leben oder den geschätzten Menschen neben einem. Und diese Freude beginnt zu wachsen, das Aufblitzen pflanzt sich fort: sachte, ganz sachte, arbeitet sich die Lebenslust in verfrorene und kriegsmüde Arme, Magengruben, Hüften und Beine vor, und genauso ergeht es auch Elina Savander. Sie beginnt, sich zur Conga zu bewegen, schwingt vorsichtig die Hüften und versucht sogar ein paar kurze Tanzschritte, eingeklemmt zwischen dem großen und breitschultrigen Mann rechts neben ihr und dem blonden und schlaksigen im Rollstuhl links von ihr. Und während sie sich weiter zur Musik bewegt, wendet sie sich dem Großgewachsenen zu und sagt: »Sulo, ich habe Durst, könntest du bitte die Thermoskanne nehmen und im Bahnhof schauen, ob sie im Kiosk etwas Erfrischendes haben, Saft oder Dünnbier oder etwas anderes?«

Er, der Große neben ihr, ist ihr Verlobter. Punkt. So sieht Elina Savander die Sache in diesem Frühjahr. Sie ist dazu erzogen worden, demütig zu sein und zurückzustehen, und wenn sie heute noch lebte und diese Charakterisierung läse, würde

sie mit Sicherheit protestieren. Aber was hier steht, ist wahr. Es sind karge, grausame Jahre gewesen: Alle lechzen nach Liebe, und Elina, die sich nicht als Schönheit betrachtet, ist so über alle Maßen froh, weil Sulo überlebt hat und sie noch immer haben will, dass sie sehr häufig daran denkt, dass sie Verlobte sind und er ihr V-e-r-l-o-b-t-e-r ist, und wesentlich weniger daran, wer er wirklich ist, ein Individuum, ein Unikat, das bei seiner Taufe den Namen Sulo Uolevi Manner bekommen hat.

Sulo Manner ist Setzer von Beruf und kürzlich sechsundzwanzig geworden. Er hat noch nicht wieder angefangen zu arbeiten: Zwei Wochen ist es erst her, dass die letzten deutschen Soldaten Nordfinnland verlassen haben, und erst danach hat Sulo seine Uniform zurückgegeben und ist aus der finnischen Armee entlassen worden. Jetzt ist er wie Elina kurz zuvor in Gedanken versunken und zuckt deshalb zusammen, als sie ihn anspricht. »Sicher, dann gehe ich mal«, sagt er, nimmt Elina die leere Thermoskanne aus der Hand und macht auf dem Absatz kehrt, um sich einen Weg durch die Menschenmenge zu bahnen. Dann bleibt er jedoch stehen, dreht den Kopf, nickt dem hageren Jungen im Rollstuhl und einer kleinen, braunhaarigen, jungen Frau zu, die dicht daneben steht, und fragt: »Kari und Lahja, wollt ihr auch etwas?« Der Mann im Rollstuhl schüttelt den Kopf, sein Blick ist auf die Bühne gerichtet, wo sich ein Saxofonist mit einem schwarzen, breitkrepfigen Hut in ein Solo wirft, das *Mi Viejo Corazón* in eine laue und warme Abendbrise verwandelt. Sulo Manner sieht fragend die kleine Lahja mit ihren kastanienfarbenen Haaren an. »Nein, danke, ich brauche nichts«, sagt sie. »Soll ich Limonade nehmen, wenn sie welche haben?«, fragt Sulo noch Elina Savander. »Das kannst du vergessen«, antwortet sie. »Die haben bestimmt noch das Kriegssortiment.« Sulo lächelt sie an, aber es ist ein etwas bemühtes Lächeln, und er

spürt selbst, dass es zu schnell erlischt: Erneut macht er auf dem Absatz kehrt und pflügt sich entschlossen durch das Gedränge bis zum Bahnhofsgebäude und dessen Treppe.

Während er sich durchboxt, wandeln seine Gedanken auf den gleichen Pfaden wie zuvor. Elenden Wegen: zunächst matschigen, dann verschneiten, danach hartgefrorenen, anschließend in Schmelzwasser ertränkten und danach wieder matschigen. Der Waffenstillstand im September. Die sowjetischen Forderungen. Der Krieg in Lappland: gegen die Deutschen, die früheren Verbündeten. Ein kleiner Zaubertrick, binnen weniger Tage verwandelte sich Freund in Feind und Feind in Freund. Die Kämpfe im Herbst. Kemi, Rovaniemi, Muonio, die Städtchen und Dörfer, die in Schutt und Asche lagen, die Häuser waren verschwunden, nur rußige Schornsteine und halb eingestürzte Kamine zurückgeblieben. *Nachklappkrieg* und *Hurenkind* waren Sulo Manners eigene Bezeichnungen für diesen letzten Krieg, den er von Anfang an verabscheut und bei dem er auf der Stelle bereut hatte, in ihm zu kämpfen. »Hurenkind« war ein Wort, das er täglich in der Druckerei gehört hatte, in der er während des zwischenzeitlichen Friedens gearbeitet hatte und in die er nun zurückkehren würde: In der Setzerei war das »Hurenkind« eine einzelne Zeile, die zuoberst auf einer Seite, von ihrem Zusammenhang getrennt, landete. Sulo hasste den Krieg in Lappland nicht, weil er genauso grausam war wie die vorhergegangenen, denn so war es gar nicht gewesen: Er war nur so sinnlos gewesen. Eine Armee, die finnische, die gerade einen Krieg verloren hatte und mit knapper Not der Vernichtung entgangen war, jagte ein anderes erschöpftes und dem Untergang geweihtes Heer durch eine evakuierte und verwüstete Landschaft, eine Landschaft des Verlusts, in der die fliehenden Deutschen jede Brücke und jeden Fähranleger sprengten, alle Schienenstränge und Straßen verminten und jedes einzelne Dorf niederbrannten, das sie hinter

sich ließen. Als eine Art Ausdruck für das Schweigen der Götter und die äußerste Sinnlosigkeit: Als genösse es der Mensch, ein letztes Mal zu zerstören und zu vernichten, bevor er selber unterging.

Dabei war ihm noch im September alles ganz logisch und vernünftig erschienen, als Leutnant Kaarela dafür sorgte, dass Sulo vom Sergeant zum Fähnrich befördert wurde. Es war die Idee des Leutnants gewesen, dass Sulo im Dienst bleiben sollte. »Die Russen verlangen diesen Krieg von uns«, hatte Kaarela erklärt, »er bleibt uns nicht erspart. Stalin will, dass wir die Deutschen in ein paar Wochen aus dem Land werfen, aber ich kenne die Krauts und weiß, dass das nicht funktionieren wird. Zweihunderttausend Mann stehen da oben, ein Großteil von ihnen gehört zur SS, das kann den ganzen Winter dauern. Und in den Friedensbedingungen steht, dass wir unsere Kriegersarmee auflösen sollen. Wenn sich die Sache in die Länge zieht, werden wir folglich Wehrpflichtige einsetzen müssen. Wir brauchen tüchtige Offiziere, Männer, die noch im Vollbesitz ihrer Kräfte sind.« »Eine Kinderarmee, Herr Leutnant?«, hatte Sulo ungläubig gefragt. »Na ja, so alt war der Jahrgang des Fähnrichs nun auch wieder nicht, als er in den Krieg zog«, hatte Kaarela daraufhin ruhig und gelassen erwidert.

Leutnant Kaarelas Bemerkung über den »Vollbesitz der Kräfte« bezog sich darauf, dass Sulo Manner sowohl den Winter- als auch den Fortsetzungskrieg mit nur unbedeutenden Blessuren überstanden hatte: ein verstauchter Knöchel, eine überwundene Mumpserkrankung, ein Granatsplitter, der seine Hand gestreift und eine oberflächliche Fleischwunde aufgerissen hatte. Und das, obwohl er sich bei Taipale und Ihantala an den schlimmsten Frontabschnitten aufgehalten hatte. Auch seine Nerven ließen ihn nicht im Stich. Die Woche nach Mittsommer im Vorjahr ... großer Gott, fast ein Jahr war seither vergangen, und

immer noch detonierten Nacht für Nacht die Bomben und explodierten die Granaten in seinen Gehörgängen, es zischte und pfiiff, und abgerissene Körperteile flogen durch die Luft, in der schwer der Rauch hing, und es roch nach Pulver und Eisen und verbranntem Fleisch, und seine Augen wurden von einer Flüssigkeit geblendet, die, wie er wusste, das Blut eines Kameraden war. Jede Nacht. Jede verdammte, höllische Nacht. Und in den zwei Wochen im Zivilleben war es nur noch schlimmer geworden: Als hätte das einförmige Leben im Feld geholfen, die Alpträume in Schach zu halten, und jetzt, da er wieder Zeit hatte zu denken und sich zu erinnern, brach die Hölle los. Jede verdammte, höllische Nacht. Denn so war es nun einmal: So wie bei allen anderen, die äußerlich unverletzt blieben, war stattdessen Sulos Inneres verletzt worden, er wusste es selbst, seine Träume beharrten darauf, es ihm zu erzählen, sie plapperten und plapperten, obwohl er möglichst lange daran festzuhalten versuchte, dass Träume Schall und Rauch waren und die Traumdeutung etwas war, womit sich nur Homophile beschäftigten. Sulo hatte getötet, meist aus der Distanz, aber manchmal auch Auge in Auge, und er hatte gesehen, wie Kameraden verstümmelt und buchstäblich in Stücke gerissen wurden. Er hatte einen seiner Männer, ein ehemaliges Mitglied eines Spähtrupps und Jugendfreund aus der Volksschule, gehäutet und an einen Baumstamm genagelt gefunden. Er hatte enthauptete Leichen gesehen – eigene Leute und Feinde –, entstellt und in einer Weise ihrer Menschlichkeit beraubt, die sich in seine Netzhaut eingebrannt hatte, obwohl er es nicht wollte. Sulo interessierte sich für Kunst und war selbst ein guter Zeichner: Es gab Momente, in denen er sich wünschte, er wäre Hieronymus Bosch, denn dann hätte er sich vielleicht malend von all dem befreien können.

Das meiste sah er auf der Karelischen Landenge: im Winter 1940, während des Vormarschs im Sommer 1941, in den

Jahren des Stellungskriegs, im Verlauf des letzten, furchtbaren Sommers. Trotzdem ging ihm dieser schäbige und pathetische Lapplandkrieg nicht mehr aus dem Kopf. Die Evakuierung der Bewohner im Herbst, eine Evakuierung bei Regen und in trostlosem Grau. Frauen, Greise, Milchkühe und Pferde, die sich widerstrebend ins Exil treiben ließen. Schlecht gekleidete, hohl-äugige Kinder, die ihre plump geschnitzten Spielzeugautos über die nassen und schlammigen Landstraßen zogen. Nach den Kindern folgte mit hängenden Köpfen das Vieh, die Tiere muhten und bockten, während die Frauen und Alten hinter ihnen hergingen und mit der Peitsche schlugen und sie weiterhetzten. Und dann der Krieg selbst. Die halbwüchsigen Jünglinge, die nervöse Jungenarmee, die von versoffenen und gründlich kriegsmüden Offizieren angeführt wurde. Der fliehende Feind, die gesprengten Brücken, die verminten Fähranleger und Eisenbahnschienen. Die Ortschaften, die sie im Laufe des Herbstes einnahmen, die gespenstische Leere, die einsamen Schornsteine: wie auf den Fotos, die er von Tammerfors im Kriegsfrühling 1918 gesehen hatte. Ein lichter Wald aus rußigen Obeliskten, den Totempfählen des Todes. Denkmäler über den lodernden Wahwitz des Kriegs.

Den völligen Wahwitz *jedes* Krieges.

Das Schlimmste an Lappland waren die Springminen, von denen es Zehntausende und mehr gab und die von Minenräu- mern entschärft werden sollten, die oft genauso jung und frisch ausgebildet waren wie Sulo, als die Reihe der Kriege begann. Junge, schlaksige Burschen wie Kari Savander, der jüngere Bruder seiner Verlobten Elina, der während der russischen Bom- benangriffe im Februar vor gut einem Jahr ins wehrpflichtige Alter gekommen war. Kari, der unbedingt die Ausbildung zum Minenräumer absolvieren wollte und danach auf Veranlassung Sulos nach Lappland mitgekommen war. Sulo hatte den Gedan-

ken in ihm geweckt, dass sie in diesem letzten Krieg Seite an Seite würden kämpfen können, immerhin würden sie Schwäger werden, und deshalb hatte er dafür gesorgt, dass sie in dieselbe Brigade, jedoch nicht in dieselbe Kompanie kamen: Die Minenräumer hatten ihre eigenen Offiziere.

An einem regnerischen Oktobertag vor den Toren Rovaniemis hatten die Minenräumer den Auftrag erhalten, eine Lokomotive unschädlich zu machen, die von den Deutschen schräg auf die Schienen gekippt und anschließend vermint worden war. Auch der Boden rund um die Schienen war vermint. Kari Savander hatte schräg dahinter gestanden und versucht, einem anderen Minenräumer Anweisungen zu geben, einem gewissen Ala-Kuoppala, der noch jünger war und noch weniger Erfahrung hatte als er selbst. Ala-Kuoppala hatte nicht aufgepasst; als er eine Mine freigelegt hatte und sie entschärfen wollte, war er auf eine andere getreten, die ihn in Stücke gerissen hatte. Sulo war zusammen mit vielen anderen Offizieren zum Unglücksort geeilt und hatte das Erstaunen in Ala-Kuoppalas Augen gesehen, als der Junge schon nicht mehr schrie, sondern nur noch stumm und kraftlos im strömenden Regen lag und in einem Feldzug starb, den er bis zu diesem Nachmittag eher als einen Jungensreich empfunden hatte, eine ungefährliche und recht spaßige Schnitzeljagd. Kari Savander, der sich im Moment der Explosion fünf Meter hinter ihm befunden hatte, konnte sich noch zu Boden werfen und war mit einem amputierten Bein und oberflächlichen Wunden am Oberkörper davongekommen. Karis Unterkörper war seither jedoch gelähmt, und die Ärzte glaubten auch nicht, dass er jemals wieder etwas fühlen oder sich bewegen können würde.

Sulo versuchte sich einzureden, dass ihn daran keine Schuld traf, jedoch vergeblich. Wenn er den an den Rollstuhl gefesselten Kari sah – was oft der Fall war, sie würden ja Schwäger wer-

den –, spürte er ein schauerhaftes Gewicht in seiner Brust, das ihn beinahe umbrachte, und er bekam Lust, einfach loszurennen, aus Helsingfors hinaus, auf die Landstraßen, Kilometer für Kilometer, zu einer Stadt oder zu einem Dorf, das weit weg vom unglücklichen Kari lag, weit weg von Familie Savander. Aber dafür liebte er Elina zu sehr. Es grenzte an ein Wunder, aber Sulos schlechtes Gewissen wegen Karis Schicksal erstickte seine Liebe zu Elina nicht, es verstärkte sie sogar noch. Sulo sah nicht, dass Elinas geerbter Mantel ärmlich und fadenscheinig war oder dass ihre braunen Pumps verfärbt und hässlich aussahen. Sulo maß Elinas abgetragenen Kleidern keine Bedeutung zu, es interessierte ihn nicht, dass ihre Hände vom täglichen Umgang mit Seifenlauge und eiskaltem Spülwasser rau geworden waren, er scherte sich nicht darum, dass sie bereits erste Krampfadern hatte und von der Sonne schnell Pickel im Gesicht bekam. Es störte ihn nicht, dass ihr Gesicht so blass, ernst und verschlossen war, und er merkte auch nicht, dass ihre Augen vor lauter Müdigkeit und wegen all der Sorgen, die sie sich lange Jahre gemacht hatte, immer noch rot unterlaufen waren. Für Sulo war Elina Schönheit, sie bildete den hellen Kontrast zu allem Schlimmen, was er durchgemacht hatte, sie war das Dasein als Zivilist und dessen Hoffnungen und Verheißungen, sie war die Zukunft und die Liebe und das Glück, ja, sie war mehr als das: Sie war das Leben selbst.

Sulo kehrte erst nach einer guten halben Stunde zurück. Inzwischen war der Sänger wieder ans Mikrofon getreten. Die Peace Messengers spielten *Night And Day*, und das Gedränge nahe der Ladefläche war sogar noch schlimmer als zuvor. Laufend strömten mehr Menschen zum Järnvägstorget, sie stießen und drängten sich rund um Kari Savander und seinen Rollstuhl, und Kari konnte nichts mehr sehen. Der Kiosk hatte einen Saft von

äußerst suspektem Aussehen und Geschmack verkauft, aber Sulo hatte nur mit den Schultern gezuckt und die Verkäuferin gebeten, Elinas Thermoskanne damit zu füllen. Jetzt gab er sie Elina und bat sie, die Emaillebecher herauszuholen, die sie in einem Einkaufsnetz verwahrte. Anschließend beugte er sich über den Rollstuhl und flüsterte in Karis Ohr: »Ich habe einen Flachmann in der Tasche. Wir können ein bisschen Schnaps in den Saft mischen.« Lahja warf einen misstrauischen Blick in ihre Richtung, aber Kari schaute zu ihm hoch, lächelte dankbar und fragte: »Wer organisiert dieses Spektakel eigentlich?« »Ich glaube, der Demokratische Verbund für das finnische Volk«, antwortete Sulo. »So, so, und was sind das für Leute?«, wollte Kari wissen. »Die Kommunisten, wenn ich mich nicht täusche«, antwortete Sulo. »*Ympäri käydään ja yhteen tullaan*, man rennt und rennt, und dann trifft man sich wieder«, sagte Kari. »Ja, so läuft das im Leben«, meinte Sulo kurz, sah Kari an und fuhr fort: »Du siehst nichts mehr, was?« »Nee, aber das macht nichts«, antwortete Kari, »ich höre ja, was sie spielen.« »Unsinn, natürlich sollst du etwas sehen!«, schnitt Sulo ihm das Wort ab, bückte sich, packte den Rollstuhl und hob das Gefährt mit Kari darin hoch. Er bedeutete Elina und Lahja, ihm zu folgen, und bahnte sich erneut einen Weg zur Bahnhofstreppe. Diesmal machten ihm die Menschen gehorsam Platz, denn sie sahen ja, dass der hochaufgeschossene und kräftige Mann einen an den Rollstuhl gefesselten und sehr jungen Kriegsinvaliden schleppte. Als sie die Treppe hinaufgestiegen waren und Kari einen Platz am vorderen Rand des Absatzes bekommen hatte, drückte Elina dankbar Sulos Arm, und selbst Lahja schenkte ihm ein kurzes Lächeln.

Das Konzert dauerte lange, als die Dämmerung einsetzte, spielten die Peace Messengers immer noch. Die milchige Wolkendecke riss auf, die Luft wurde schneidend kalt, Sonnenstrahlen

fielen auf den Järnvägstorget, sie waren bereits rot und schräg. Eine der letzten Nummern war *Kerenskij*, ein Couplet aus dem Revolutionsjahr 1917. Die Peace Messengers spielten die alte Revuenummer im Congatakt, verführerisch und drängend, und das Publikum – Sulo Manner war nicht der einzige Zuhörer mit einem Flachmann in der Tasche – war ausgelassen: Vierzigtausend Menschen sangen mit, so dass die Worte zwischen den Wänden des Bahnhofsgebäudes, des Fennia, des Ateneums und des Nationaltheaters hin und her geworfen wurden.

*Kerenskij knetete 'nen riesgen Teig,  
in den wollt er das kleine Finnland kneten.  
Aber oh je, oh je, oh je, Kerenskij,  
Finnland gehört dem Russen nicht mehr.*

Als das Konzert vorbei war, verabschiedeten sich Sulo und Elina von Kari und Lahja. Trotz der wärmenden Schlucke aus Sulos Flachmann fror Kari mittlerweile in seinem Rollstuhl, und Lahja würde ihn nach Hause bringen.

Sulo und Elina hatten keine Lust, den Abend zu beenden. Das Konzert hatte sie aufgeheitert, und sie waren aufgekratzt, weil in Europa Frieden herrschte. Außerdem waren sie verliebt: Während der letzten Nummer des Konzerts, einer Ballade, die keiner von ihnen kannte, hatte Elina sich fest an ihren Verlobten gepresst. Sie waren sechsundzwanzig und dreiundzwanzig Jahre alt, konnten aber nirgendwohin. Es gab keine freien Wohnungen in Helsingfors, die vorhandenen Zimmer wurden für die Vertriebenen aus Karelien gebraucht, es herrschte Mangel, Mangel, Mangel. In Sulos Elternhaus befanden sich seine Mutter und sein gichtkranker und ständig wütender Vater Ilmari sowie Sulos ältere Schwester Anneli und deren kleine Tochter Irja. Sulo selbst schlief auf einem Feldbett an der Wohnungstür.

Und in zwei kleinen Zimmern in der Borgågatan hausten Elinas Mutter Kerttu und ihr Bruder Kari und die Halbschwester Taru. Außerdem hielt sich dort Elinas Stiefvater Honkanen auf, dem Sulo ein Dorn im Auge war.

Sie flanierten in der Innenstadt auf und ab, und sanftes Dämmerungslicht senkte sich langsam herab, aber im Nordwesten, über dem Stadtteil Tölö, blieb der Himmel türkis. Zwischendurch saßen sie eine Weile auf einer Parkbank und unterhielten und küssten sich. Es wurde mehr geküsst als geredet, und hinterher erinnerte sich Elina, dass ihr mehrmals flüchtig der Gedanke gekommen war, dass es vieles gab, was sie über Sulo und alles, was er während der Kriege durchgemacht hatte, nicht wusste. Aber Sulo war niemand, der viele Worte machte, er wollte Dinge *tun*, so war er während ihrer gesamten Verlobungszeit gewesen, ja, in den ganzen drei Jahren, die sie sich kannten, und Elina wusste genau, was er jetzt tun wollte. Sie hatte es schon gespürt, als sie sich auf dem Platz berührt hatten, sie hatte es gespürt, als sie sich im Park der Alten Kirche den ersten Kuss gegeben hatten: Sulo war hungrig, ungeduldig. Elina zögerte. Es war nicht so, dass sie sich aus Prinzip zurückhielt, sie hatten es schon getan, wenn sie sich ein Zimmer besorgen und sicher sein konnten, nicht ertappt zu werden. Das erste Mal hatten sie sich in der Schrebergartenlaube von Elinas Onkel geliebt, während eines Heimaturlaubs im Sommer 1943, und in dem Häuschen im Stadtteil Herttonäs hatten sie es auch später getan, aber nun wusste Elina nicht, wohin sie gehen sollten, denn es war ein kühler Abend, und sie saßen auf einer Parkbank im Stadtteil Kajsaniemi, und ihr Kuss war lang und intensiv, und Sulo umarmte sie immer fester, und seine Hände wurden immer hitziger, immer aufdringlicher, und sie fragte ihn: »Liebling, kannst du nicht warten?« Sulos Hände wurden ruhiger, aber er atmete weiterhin schwer, und es kam keine Antwort, man hörte nur diese schweren Atemzüge, und Elina war eigentlich auch

nicht besonders abweisend, nicht wirklich, denn als sie von der Bank aufstanden, ging sie weiter ganz, ganz dicht neben ihm, und sein Arm lag um ihre Taille geschlungen, und seine Hand spreizte sich aufwärts, und sie spürte, dass sie zu ihrer Brust wollte. Und sicher, sie war ja selbst ungeduldig und weigerte sich, sich deshalb zu schämen. Manchmal waren Ort und Zeitpunkt falsch, aber ihr Schoß sehnte sich trotzdem, und während sie langsam durch Kajaniemi schlenderten, hallten die fremden Lieder in ihrem Kopf wider, all diese Lieder, die sie am Tag gehört hatte, und irgendwer in ihrem Inneren summte die unverständlichen Worte – oolomii ... naaitendeii ... –, und der Rhythmus und die Wärme in der Musik lebten in ihr weiter, und sie ahnte, dass es Sulo genauso ging. Sie waren aufgetaut, ja, die ganzen vierzigtausend auf dem Platz waren in der Wärme der Musik geschmolzen: Es gab keinen ewigen Winter und keine ewige Dunkelheit mehr, es war Frühling, und bald würde es Sommer werden, und dieser ganze Tag hatte nach Jahren der Trauer und des Todes vom *Leben* gehandelt, und als sie das dachte, gingen sie am Sportplatz vorbei, und parallel zu ihm lagen hohe Holzstapel aufgereiht, und die beiden sahen, dass es zwischen zwei der Stapel einen schmalen Gang gab, der in eine anonyme und einladende Dunkelheit hineinführte. Sulo zog sie dorthin, zog sie ins Dunkel und küsste sie und dann noch einmal und schnappte ein bisschen nach ihrer Lippe, und ihr schoss noch ein kurzer abwehrender Gedanke durch den Kopf, wie kalt es doch war und dass sie sich erkälten könnte, aber dann gab sie nach und ließ zu, dass er sie tiefer in den Gang hineinzog, und als er sie hochhob, war sie schon bereit.

Das Kind wurde am 4. Februar 1946 geboren. Es war ein Junge, und sie taufte ihn Jouni.

\* \* \*

Ich möchte euch zu einem seltsam lauen Januarabend 1961, fünfzehn Jahre später, mitnehmen.

Es ist Samstag, und die achtunddreißigjährige Elina Manner, Wäscherin und Teilzeithäuserin und seit drei Jahren Witwe, sitzt in ihrer Wohnung in einem Holzhaus in der Castréngatan und wartet darauf, dass Jouni, der ältere ihrer beiden Söhne, nach Haus kommt. Der zwölfjährige Oskari schläft bereits auf seiner Bettcouch. Elina hat gesagt, dass Jouni bis zehn zu Hause sein soll, aber mittlerweile ist es schon elf. Elina glaubt – oder hofft zumindest –, dass er im Kerho ist, dem Jugendcafé am Hag-näs torg. Jouni ist im Herbst jeden Samstagabend zu spät heimgekommen und manchmal auch unter der Woche, er ist noch keine fünfzehn, aber sie hat ihn nicht mehr im Griff, niemand hat den Jungen jemals im Griff gehabt, nicht einmal Sulo.

Es ist ein Januar ohne Schnee in Helsingfors, in späteren Zeiten wird das nichts Besonderes mehr sein, damals jedoch war es eine Ausnahme. In den letzten Tagen hat sich kein Lüftchen bewegt, Straßen und Höfe sind vollkommen frei, und es gibt auch keine Eisdecke, nur dünne, einsame Schollen, die auf der reglosen Wasserfläche der Tölövikén und in der Djurgårdsviken und draußen auf der Kronbergfjärden treiben: Der Himmel ist undurchdringlich grau und das Ganze fast schon gespenstisch.

Elina hat unterhalb der Woche keine Zeit zum Lesen gehabt, nun aber die abgegriffenen und saucenfleckigen Donnerstags- und Freitagsausgaben der Tageszeitung Helsingin Sanomat aus dem Restaurant Tuulo mitgenommen und schlägt sie nacheinander auf. Sie liest langsam und akribisch, ihre Gedanken schweifen ab. Der Wettermann verspricht für die nächste Woche, dass es nicht schneien wird, die ungewöhnliche Wärme hält sich, sagt er. »Atomwinter«, schreibt ein Redakteur in einem Artikel. *Was immer sie damit meinen.* Sie liest über das Flugzeugunglück in Ostbottnien vor einigen Wochen: Inzwischen ist die

Beerdigung gewesen, und der Pfarrer hat schöne Worte über die Vergänglichkeit des Lebens und die dunklen Abgründe in der Seele des Menschen gesprochen, aber an einer anderen Stelle steht, dass der Flugkapitän und sein erster Offizier die ganze Nacht gesoffen hatten und mit dem Taxi zur Arbeit gefahren waren, ohne auch nur eine Minute geschlafen zu haben. *So viele Tote und das nur, weil sie die Finger nicht vom Schnaps lassen konnten. So war es bei Sulo und Konkanen auch gewesen. Aber da waren es nur zwei, die zu Grunde gerichtet wurden. Tja, und wir, die nächsten Angehörigen natürlich. Vielleicht waren diese Flieger ja auch Kriegsveteranen. Einfach zum Teufel mit allem, mit allen Träumen von Glück und Liebe und ich weiß nicht was.* Elina schüttelt sich missgelaunt und blättert zu den Kinoanzeigen weiter. Sie sieht, dass im Tuulensuu mal wieder »Vom Winde verweht« läuft. Aber den hat sie schon, noch dazu mehrmals, gesehen. *Diesen Monat kann ich sowieso nicht ausgehen, alles Geld ist für Jounis neue Schuhe draufgegangen, eigentlich sollten sie ja sein Geschenk zum Fünfzehnten sein, aber er kann ja nie warten.* Sie hat keine Lust mehr zu lesen, greift stattdessen zu einer Illustrierten und versucht, ein Kreuzworträtsel zu lösen, kann sich aber nicht konzentrieren. Sie wirft einen Blick auf die Wanduhr und sieht, dass es zu spät ist, um noch Radio zu hören: Die Nationalhymne ist bereits gespielt worden, es ist Sendeschluss. *Aber wo um Himmels willen treibt sich jetzt eigentlich der Junge herum?* Sie legt das Rätsel weg, steht auf, geht zur Bettcouch. Oskari hat im Schlaf die Decke fortgestrampelt, und sie deckt ihn wieder zu. Jounis Stahlbett an der anderen Wand steht leer, das Bett ist schlampig gemacht worden, aber Elina ist zu müde, um daran etwas zu ändern. Sie geht zum Herd und kocht sich noch eine Tasse Tee, ihre dritte, und weiß, dass es mit dem Schlaf nichts werden wird. *Aber es ist Sonntag, wenn er endlich heimkommt, kann ich bis Viertel vor acht schlafen, dann fängt das Ra-*

*dioprogramm an. Aber seit es das Frühstückscafé nicht mehr gibt, läuft ja eh nichts mehr, was man hören will. Der Tarva ist jetzt beim Fernsehen, aber so einen Apparat können sich kleine Leute wie ich doch nicht leisten.*

Sie greift nach ihrer Teetasse, setzt sich wieder an den Esstisch und schaut auf die leere Straße hinaus. Ihr Blick fällt auf das Schild des Restaurants Tuulo an der Ecke, und unmerklich verlässt sie die Gegenwart und beginnt, sich an das Leben zu erinnern, wie es sich seit der Geburt ihrer Kinder entwickelt hat. Sie entsinnt sich der ersten furchtsamen Jahre nach dem Krieg, als Shdanow und seine Männer im Hotel Torni hockten und die Einwohner der Stadt das Hotel mieden, als behauptet wurde, es gäbe überall vergrabene Waffen, als manche Menschen nach Amerika flohen, während andere mit einem neu gewonnenen Glauben an sich und ihre Sache herumliefen. Sulo hätte zu ihnen gehören können, wenn er gewollt hätte. Immerhin war sein Vater im Sommer 1918 hingerichtet worden, und dieser Kullervo Manner, der die Regierung der Roten führte, war ein entfernter Verwandter von ihm. Aber Sulo interessierte sich nicht für Politik, er war zu sensibel, im Grunde seines Herzens war er ein Künstler, obwohl er nur Schriftsetzer war, das sah man an seinen Bleistiftzeichnungen: Auf ihnen war es ihm sogar gelungen, sie, Elina, zu einer Schönheit zu machen, sie, die doch so unscheinbar und hässlich aussah. Sulo sprach nie über Politik; wenn andere anfangen zu agitieren und sich zu streiten, zog er sich zurück und schwieg. Elina sagte er, die Jahre im Kinderheim der siegreichen bürgerlichen Seite hätten ihn gelehrt, das Maul zu halten und sich um seinen eigenen Kram zu kümmern. Das sagte er ihr an einem Winterabend, als die Jungen klein waren und Sulo und sie noch miteinander sprachen. Damals waren sie endlich in eine eigene Bleibe am hinteren Ende des Mannerheimvägen, eine kleine Mietwohnung im achten Stock

eines Neubaus gezogen. Dort, über den Baumwipfeln, wohnten sie auch, als Mannerheim zu Grabe getragen wurde: Sie erinnerte sich noch gut an den Tag der Beisetzung im Jahre 1951, es war ein kalter Tag, ein ganz anderer Wintertag gewesen als der gerade vergangene, es hatte sehr viel Schnee gelegen, und wenn man ausatmete, strömte dicker, weißer Rauch aus dem Mund. Elina hatte sich nicht für die Beerdigung interessiert, stattdessen hatte sie den Karren mit Oskari durch den tiefen Schnee geschoben, und neben dem Karren war im Laufschrift ein wütender und verbissener Jouni gegangen: Sie wollten zu Heikkiläs Schneiderei, um nach Arbeit zu fragen. In jenem Winter trank Sulo schon ziemlich viel, hatte aber noch seinen Job bei Vilkki, seine Arbeitskollegen deckten ihn. Wenn der Faktor wissen wollte, warum Sulo nicht da war, hatten die anderen immer eine Erklärung zur Hand. Der Sommer der Olympischen Spiele war ihr als eine glückliche Zeit in Erinnerung geblieben, Sulo trank damals nicht, er hatte sich am Riemen gerissen und Geld gespart, und eines Tages waren sie alle, Jouni, Oskari, Sulo und sie, gemeinsam zu den Leichtathletikwettkämpfen gegangen: Sie erinnerte sich an einen brasilianischen Dreispringer, einen Neger, der so lange Beine hatte, dass sie gar nicht mehr aufhören wollten. Sie erinnerte sich auch an anderes: an die zahlreichen Zeitungsartikel über den beliebten Läufer Zatopek und seine Frau Dana und an das Malheur des zerstreuten Fahrers, der sich blamierte, als er mit seinem Coca-Cola-Laster gegen einen Baum fuhr, so dass alle Flaschen zu Bruch gingen.

Danach wurden die Bilder düsterer: Im folgenden Winter bekam ihr kleiner Bruder Kari eine Lungenentzündung und starb, es geschah, nachdem Lahja es leid war und ihn verlassen hatte, aber nach den vielen Jahren im Rollstuhl war er ohnehin geschwächt. Karis Tod war ein schwerer Schlag für Sulo, er hatte immer sehr an seinem Schwager gehangen, die beiden blickten

ja auf eine lange gemeinsame Geschichte zurück, sie hatten in Lappland gegen die Deutschen gekämpft und so weiter. Nach Karis Tod ging es mit Sulo bergab, manchmal blieb er tagelang verschwunden, und die anderen Setzer konnten ihn nicht mehr schützen. Er wurde gefeuert und trank danach nicht mehr nur mit alten Freunden, sondern auch mit Elinas unberechenbarem Stiefvater Honkanen und dessen Kumpanen, was keine gute Idee war, denn Honkanen hatte genau wie seine Handlanger eine Strafake, außerdem hassten Honkanen und Sulo sich. Nach Sulos Tod hatte Elina sich manchmal Vorwürfe gemacht, weil ihr die Kraft gefehlt hatte, weil sie so desinteressiert gewesen war, weil sie immer mehr die Augen davor verschlossen hatte, wie die Dinge lagen. Aber im Grunde wusste sie ja so furchtbar wenig über ihn, sie hatte doch keine Ahnung, was er an der Front durchgemacht hatte. Und sie sollte es auch nie erfahren: Sulo hatte seine Geheimnisse mit ins Grab genommen. Mit der Zeit hatte sie trotz allem aufgehört, sich Vorwürfe zu machen. Sie war immer mit dem Alltag beschäftigt gewesen, mit Jouni und Oskari und der Aufgabe, mit wenig Geld über die Runden zu kommen. Und seit ihrer Kindheit wusste sie, dass der Alkohol ein schrecklicher Herrscher war: Manchmal kam es ihr vor, als würde er die finnischen Männer mit noch mörderischer Präzision niederstrecken, als es den Bomben und Granaten der Russen jemals gelungen war. Jetzt, hinterher, hoffte sie lediglich, dass die Jungen nicht allzu großen Schaden genommen hatten, denn in ihrem letzten gemeinsamen Jahr hatte Sulo sie roh und hart behandelt, obwohl er sie so sehr liebte. Vor allem Jouni hatte er grausam behandelt, und manchmal dachte Elina, dass Sulo zu seinem Erstgeborenen besonders gemein gewesen war, weil er ahnte, dass Jouni aus härterem Holz geschnitzt war als er, der bereits untergegangen war. Oder er hatte sich einfach geschämt, weil ihn die Jungen so erbärmlich und schwach sahen, wie er war,

wenn er heimkehrte, nachdem er wieder einmal verschwunden war. Jouni war damals nicht einmal zehn gewesen, er war vorlaut und ungehorsam, aber letzten Endes doch nur ein Kind, das seine Grenzen austestete. Sulo hätte ihn nicht mit dem Gürtel schlagen sollen, ihm nicht diese furchtbaren Dinge an den Kopf werfen sollen. Aber Sulo war in solchen Momenten nicht er selbst, er war sturzbetrunken, launisch und zügellos, nicht einmal Elina war vor ihm sicher. In ihrer Erinnerung war dieses Jahr wie der Geschmack von Metall, eine lange Wanderung in bleigrauem Nebel, und sie hatte ihre ganze Kraft darauf verwandt, Jouni, Oskari und sich zu schützen. Sicher, sie hatte getan, was in ihrer Macht stand, um Sulo zu retten, aber er wollte nicht, er war zerbrochen, sie sah es in seinen Augen, wenn er nüchtern war, dann hatte er Angst, kauerte sich zusammen, sah weg und schämte sich, bis er wieder zu Honkanen und seiner Bande floh, und sie sofften nicht nur zusammen, sie trieben auch anderes, Schnapsschmuggel, Einbrüche und Hehlerei, und am Ende wurde Sulo geschnappt, es passierte kurz vor dem Generalstreik, denn sie erinnerte sich, dass er währenddessen seine Strafe absaß. Bei den langen Aufmärschen der Streikenden auf dem Tavastvägen waren die Straßen schwarz vor Menschen, aber ihr Mann saß im Knast, und als er aus dem Gefängnis kam, lebte er nur noch zwei Jahre, dann war es vorbei. Im letzten Jahr, als sie und die Jungen draußen in Hertonäs wohnten, hatte sie Sulo verboten, zu ihnen zu kommen und die Kinder zu besuchen. Ohne ihr Wissen hatte er daraufhin – ausgerechnet zusammen mit Honkanen! – einen letzten Versuch unternommen, sich zu bessern. Honkanen und Sulo hatten im Sommer '58 eine Stelle beim Straßenbau bekommen, sie malochten irgendwo südlich von Tammerfors in einer Arbeitskolonne und wohnten in Baracken, und in ihrer Baracke war das Versprechen, abstinent zu bleiben, zur Makulatur gewor-

den, und daraufhin hatten sie ihre Messer gezogen, und nun saß Honkanen wegen Totschlags im Gefängnis. Neun Jahre Zuchthaus hatte er bekommen, aber was nützte das: Es wuchs Klee auf Sulo genau wie auf dem armen Kari, ihre Jungen hatten ihren Vater und Onkel verloren.

*ttttr*

*r*

*r*

*r*

Das abrupte, rasselnde Geräusch am Fenster riss Elina aus ihren Gedanken. Für einen flüchtigen Moment war sie unsicher, wo und in welcher Phase ihres Lebens sie sich befand, fast hätte sie sich umgedreht und Sulo zugerufen, dass jemand mitten in der Nacht vor ihrem Küchenfenster stand. Dann fing sie sich wieder, lehnte sich vor, blickte auf die Straße hinunter und sah, dass es, Gott sei Dank, Jouni war. Aber er war nicht allein. Hinter ihm stand ein hagerer Junge mit hellen, lockigen Haaren, der merkwürdig und ein bisschen mädchenhaft aussah. Elina bedeutete Jouni zu warten, wich zwei Schritte zurück und warf einen Blick auf ihren Wecker. Zwanzig vor eins. Sie kehrte zum Fenster zurück, öffnete es und fauchte: »Zwei Stunden und vierzig Minuten zu spät! Was soll ich nur mit dir machen, du wirst ja immer schlimmer! Und warum wirfst du Steine gegen das Fenster, hast du etwa wieder deinen Schlüssel vergessen?«

»Ja. Aber das waren Kiesel, keine Steine.«

»Und wer ist der Junge da? Sag ihm, er soll nach Hause gehen!«

»Das ist Ariel. Er ist mein Freund. Kann er bei uns schlafen? Er hat ... er sagt, dass er zu Hause ein bisschen Probleme hat.«

Der mädchenhafte Junge sah Elina ernst an, schluckte und

wirkte ein wenig ängstlich, brachte dann aber dennoch einen Gruß heraus: »G-g-guten Abend, Frau Manner.«

Elina schüttelte den Kopf und setzte ihre strengste Miene auf.

»Ehrlich gesagt ist es schon Nacht. Und das hier ist kein Kinderheim für Verirrte.«

Der Junge namens Ariel sah daraufhin noch unglücklicher aus als zuvor. Er zog sich zurück und schien hinter einem braunen Wartburg verschwinden zu wollen, der schlampig geparkt unterhalb des Mannerschen Fensters stand. Jouni schaltete sich ein und sagte flehend: »Mama, bitte. Ariel geht in meine Schule. Er ist siebzehn und einer von den liebsten in der ganzen ... ich beschütze ihn. Und er hat wirklich ... also wenn er sagt, dass er nicht nach Hause gehen kann, dann stimmt das auch, Ariel erzählt einem keine Märchen.«

»Wir haben keinen Platz für Übernachtungsgäste, das weißt du.« Elina wusste insgeheim, warum sie den fremden Jungen nicht hereinlassen wollte. Sie schämte sich. Es ging nicht darum, dass sie beengt wohnten, das taten viele. Es ging um das Haus: Es war eines der letzten verbliebenen Holzhäuser des Viertels, es gab nicht einmal fließendes Wasser. Sie holten ihr Wasser aus dem städtischen Hahn auf der Straße, und auf dem Hinterhof gab es sowohl eine Reihe von Plumpsklos als auch eine Sickergrube, in die man die Nachttöpfe entleerte und das Schmutzwasser goss. »Und was ist das überhaupt für ein Unsinn, dass du ihn beschützt, er ist doch ein paar Jahre älter als du!«, fauchte Elina, damit man ihr nicht ansah, dass ihr das eigene Zuhause peinlich war.

»Ariel kann sich nicht schlagen«, sagte Jouni, als würde dies alle Mysterien der Welt und noch ein paar mehr erklären. »Er könnte auf dem Fußboden schlafen. Auf dem Teppich im Flur, überall.«

»E-es ist mir egal, F-Frau Manner«, versicherte Ariel, trat vor-

sichtig aus seinem Versteck heraus und machte einen plumpen Versuch, sich zu verneigen.

»Bei uns wird nicht auf dem Fußboden geschlafen«, zischte Elina mit Nachdruck. »Was ist eigentlich los mit euch, habt ihr getrunken? Du kommst jetzt rein, Jouni, sonst wachen noch die Nachbarn auf, und ich muss mich für dich schämen.« Sie warf einen Blick auf den eigenartigen Ariel. »Und du musst nach Hause gehen, so schlimm kann es ja wohl nicht sein!« Als sie diese letzten Worte aussprach, sah sie plötzlich Bilder von Nächten vor sich, in denen Sulo wild und irre gewesen war und sich auf Jouni und sie gestürzt hatte, dunkel und lodernd flirrten die Bilder vorbei, und auf einmal schämte sie sich ihrer Worte. In Wahrheit konnte sie das doch gar nicht wissen.

Aber die Jungen gaben auf. Jouni wandte sich an Ariel und sagte: »Du musst woanders hingehen, wenn sie so ist, gibt sie nicht nach.«

Ariel drehte sich um und ging. Elina sah ihm nach, schwieg jedoch und warf Jouni die Schlüssel zu. Als ihr Sohn hereingekommen war, setzte er sich an den Esstisch, saß bloß da und schaute zu Tuulos Restaurant schräg gegenüber hinunter. Elina sah, dass in einem Hosenbein ein großer Riss war. Schmutzig war die Hose auch. Und seine Schuhe, die neuen teuren Schuhe aus Wildleder, klafften vorne auseinander: Die Sohle hatte sich gelöst.

»Ich habe gefragt, ob ihr Alkohol getrunken habt. Könnte ich bitte eine Antwort bekommen?«

»Nein. Ich meine, wir haben nicht getrunken.«

»Hast du dich geprügelt?«

»Nein.«

Er sah sie nicht an, als er ihr antwortete, fixierte stattdessen genau wie Elina zuvor das Restaurantschild. Sie sah ihn wieder an. Er war groß für sein Alter, nicht schlaksig und spinnenhaft,

wie Jungen es normalerweise wurden, wenn sie früh in die Höhe schossen, sondern breitschultrig und kräftig: Er hatte die Statur seines Vaters. In einem Bautrupp oder im Hafen würde er gut zurechtkommen, obwohl er noch so jung war. Elina wollte nicht so denken, aber Gedanken dieser Art drängten sich ihr in letzter Zeit immer öfter auf: Jouni war zwar vom Schulgeld befreit, aber es war trotzdem teuer, ihn in die Schule gehen zu lassen. Sie hatte Probleme, mit ihrem Lohn auszukommen, und konnte es sich einfach nicht verkneifen, an das Geld zu denken, das der Junge nach Hause bringen würde, wenn er arbeiten ginge, statt weiter die Schule zu besuchen. Selbst die Berufsschule wäre einträglicher, denn dort bekam man schon bald eine Praktikantenstelle, ganz gleich, welche Richtung man einschlug. Aber Jouni hatte in der Volksschule eine Klasse übersprungen und brachte immer noch Bestnoten nach Hause, obwohl er durch die Straßen zog und auf Hinterhöfen herumhing, und Elina hatte er gesagt, dass er das Abitur machen wolle und schon noch pauken werde, »wenn es später schwerer wird«.

»Oh je, die Schuhe ...«, sagte Elina, vor allem, um das Schweigen zu brechen. »Ganz neu, warum musst du sie auch bei so einem Wetter anziehen?«

»Ich hab keine anderen«, antwortete Jouni, »die alten sind hin.«

»Du hast doch noch deine Skischuhe«, versuchte Elina einzuwenden.

»Die sind zu klein. Und ins Kerho gehe ich nicht in Skischuhen«, sagte Jouni, drehte den Fuß und blickte zerstreut auf den klaffenden Wildlederschuh hinab. »Das ist halb so wild, Mama. Es ist nur die Sohle.«

»Schlecht geleiimt«, meinte Elina. »Du hättest finnische statt der tschechoslowakischen kaufen sollen.«

»Das kann man flicken«, erklärte Jouni ruhig. Als er weiter-

sprach, sah er sie immer noch nicht an: »Ich weiß, dass wir kein Geld haben, aber in ein paar Wochen habe ich einen Job. Ahokainen im Sokos-Lager hat es mir versprochen. Drei Abende in der Woche und zwei Mal morgens vor der Schule.«

»Gütiger Himmel!«, platzte Elina heraus. »Wann hast du das denn organisiert?«

»Ich bin letzte Woche hingegangen. Sie brauchen Leute. Ich werde packen. Lieferungen zusammenstellen. Glaube ich zumindest. Mal sehen«, sagte Jouni, ohne eine Miene zu verziehen.

Mit einem Schlag fühlte Elina sich beruhigt. Das passierte ihr nicht zum ersten Mal. Immer wenn sie vor Sorgen wegen Jouni oder der ganzen Familie nicht mehr ein noch aus wusste, tat Jouni etwas, was wenigstens für eine Weile wieder alles ins Lot brachte. *Der junge Jouni ist trotz allem der Sohn eines Mannes, der fünfeinhalb Jahre für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft hat, diese Ehre kann ihm keiner nehmen, und die gleiche Ehre gebührt auch Ihnen, Frau Manner*, hatte Rektor Kivimaa in dem Brief geschrieben, in dem er ihr mitgeteilt hatte, dass Jouni einen Platz als Freischüler bekommen würde. Später, während eines Schuljahres, in dem Jouni sich fast täglich prügelte, hatte ein aufgebrachtes Mitglied des Direktoriums ihm den Status eines Freischülers aberkennen wollen, aber Rektor Kivimaa hatte Jouni verteidigt und es geschafft, das Direktorium davon zu überzeugen, dass der Schüler und seine Mutter Buße und Besserung gelobt hatten. Und in der Regel gelang Jouni das tatsächlich. Mit der Buße war es bei ihm sicher nicht weit her, aber er schien einen sechsten Sinn dafür zu besitzen, wann seine Umgebung allmählich die Geduld mit ihm verlor: Gewöhnlich hörte er im richtigen Moment auf, Streit zu suchen, und begann stattdessen, guten Willen zu zeigen.

»Soll ich den Riss da flicken?«, fragte Elina mit freundlicher Stimme.

»Welchen Riss?«, erkundigte sich Jouni.

»Den in deinem linken Hosenbein.«

Jouni zuckte mit den Schultern. »Wenn du willst.«

»Leg die Hose über den Stuhl, wenn du ins Bett gehst, dann flicke ich sie dir morgen.«

Jouni nickte, sagte aber nichts mehr. Elina blieb stehen und beobachtete ihn schräg von der Seite. Zusammengebissene Kiefer, Augen, die in die Nacht schauten. Es gab etwas Hartes in diesem Blick, etwas Schmales, Blindes und Unnachgiebiges. *Obwohl er noch keine fünfzehn ist, hat er die Augen eines Soldaten*, dachte Elina. *Sie sind alle kleine Krieger, sie sind ihre Väter.*

»Ich gehe jetzt ins Bett«, sagte sie und zog sich hinter die Draperie zurück. Jouni entgegnete nichts.

\* \* \*

Jouni und Ariel waren kurz zuvor, an einem regnerischen Sonntag im Oktober, Freunde geworden. Zwei Monate waren seit ihrer gewalttätigen Begegnung auf der Brache am Tavastvägen vergangen. Während der Schultage in der Aleksis-Kivi-Schule, einem riesigen und abweisenden Gebäudekomplex aus den dreißiger Jahren, der auf einem Hügel oberhalb des Braheplans stand, hatten sie keinerlei Kontakt gehabt, weder in den Schulfluren noch auf dem Sportplatz, wo Schüler unterschiedlichen Alters nach Schulschluss Sport trieben oder bloß herumlungerten. Wenn sich Jounis und Ariels Wege kreuzten, senkte der beschämte Ariel rasch den Blick oder sah weg, während Jouni so tat, als wäre Ariel Luft: So pflegte er besiegte Feinde zu behandeln. Doch nun war es Sonntagnachmittag, der dichte Regen des Morgens war zu einem leichten Nieselregen geschrumpft, und Jouni Manner schlenderte mit so viel Fett in seinen sorgfältig gekämmten Haaren die Straße hinab, dass jeder Regentropfen davon abperlte. Richtung Porthansgatan abwärts ge-

hend, gleich hinter den neuen neunstöckigen Häusern, meinte er Musik zu hören: Jemand spielte hart und rhythmisch und bei offenem Fenster Gitarre, und es klang ziemlich gut. Im Erdgeschoss von Hausnummer 11 stand ein Fenster offen, von dort schien die Musik zu kommen. Da Jouni sich als Herrscher über diese Häuserblocks betrachtete, hievte er sich umstandslos auf das Fensterblech hoch und hing auf seine Ellbogen gestützt in der Fensteröffnung. Als er sich an das Zwielflicht im Zimmer gewöhnt hatte, konnte er den Gitarristen identifizieren: Es war Ariel Wahl, der ältere Junge, den er vermöbelt hatte und der wie ein verängstigtes Gespenst durch die Schule schlich.

Ariel spielte nicht mehr, er war von dem abgewetzten grünen Stuhl aufgesprungen, auf dem er gesessen hatte, und stand an die Wand gepresst, seine Augen flackerten.

»Ich hab dich schrammeln gehört«, sagte Jouni, als gäbe ihm dies das unbestreitbare Recht, den Platz einzunehmen, den er nun innehatte.

»W-was willst du?«, fragte Ariel, und seine Stimme war dünn und zittrig. »Hier g-gibt's keine K-K-Knete, i-i-ich ...«

»Mach dich nicht lächerlich. Ich wollte nur hören, wer hier schrammelt«, unterbrach Jouni ihn.

»Das war ich«, erwiderte Ariel, und es gelang ihm, seine Stimme tonlos zu machen. »K-kannst du jetzt bitte abhauen?«

»Du wohnst hier bestimmt nicht allein, oder?«, fragte Jouni.

»W-was denkst du denn? Ich wohne hier mit meiner Mutter.« Er versuchte, Jounis Blick zu begegnen, traute sich aber nicht, sondern schaute zu Boden. Dann blickte er wieder auf. »Sie ist p-putzen, aber wenn du da im Fenster hängst, wenn sie k-k-kommt, setzt es Schläge, sie ist eine ganz H-Harte, sie ist echt taff.«

»Das bin ich auch«, entgegnete Jouni fast heiter.

»Ein taffer Typ, der sich mit Müttern prügelt?«

»Nee, ich schlage mich nicht mit Müttern«, erklärte Jouni mit Nachdruck. »Aber jetzt bitte mich schon herein, dann brauche ich hier auch nicht so herumzuhängen.«

»Ich d-denke gar nicht daran, dich hereinzubitten«, erwiderte Ariel, »ich bin doch kein K-K-Kamikaze.«

»Was ist das für eine Klampfe?«, wechselte Jouni das Thema. Ariel beruhigte sich, seine Miene erhellte sich fast.

»Eine Levin«, antwortete er, »eine sch-schwedische Gitarre.«

»Sie sieht gut aus, also muss sie teuer sein«, meinte Jouni. »Was hast du gespielt, als ich vorbeigegangen bin?«

»Samertaim blues«, sagte Ariel. »K-k-kokkran. Es ist ein altes Lied.«

»Klang gut«, sagte Jouni versöhnlich.

»Es ist ein g-gutes Stück, auch wenn es schon alt ist.«

»Spiel's nochmal«, sagte Jouni in einem Ton, der verriet, dass er Gehorsam gewöhnt war. Ariel schlug erneut die Akkorde an: *ta-da-da-damm, ti-di-di-damm*. Jounis Kopf hüpfte in der Fensteröffnung auf und ab. Er fand es seltsam, dass dieser dürre und ängstliche Ariel so kraftvoll spielen konnte. Nach einer Weile war Ariel es leid und spielte stattdessen eine Melodie. Auch das klang gut.

»Was war das letzte?«, fragte Jouni.

»Woolkdontrann«, antwortete Ariel. »H-hast du das noch nie gehört?«

Jouni schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, ob die Gitarre teuer ist oder nicht«, sagte Ariel und stotterte plötzlich nicht mehr. In den folgenden Jahren sollte Jouni lernen, dass dies typisch für Ariel war: Manchmal ließ er eine Frage unbeantwortet, um später auf sie zurückzukommen, wenn man am wenigsten damit rechnete. Und sein Stottern konnte ebenso schnell verschwinden, wie es auftauchte, wenn er Angst bekam.

»Die habe ich schon immer gehabt«, fuhr Ariel fort. »Sie hat meinem V-Vater gehört, jedenfalls behauptet das meine Mutter. Es ist das Einzige, was er mir hinterlassen hat.«

»Du hast keinen Alten?«, sagte Jouni nachdenklich.

»Nee. Er ist nach Sch-Schweden gefahren, als ich klein war, und dann bei einem Verkehrsunfall gestorben. Eigentlich war er Trompeter, die Gitarre hatte er nur zum Sp-spas.«

»Deshalb hat er sie hier gelassen«, sagte Jouni. Er verstummte, schien zu zögern, sagte dann jedoch schnell: »Ich hab auch keinen. Meiner ist vor drei Jahren gestorben. Er hat im Knast gesessen. Mamas Alter hat ihn erstochen. Also nicht ihr richtiger, sondern ihr Stiefvater. Honkanen. Er ist Anführer einer Bande.«

Ariel entgegnete nichts. Er wirkte ermattet, als hätte er soeben mehr Informationen bekommen, als er verarbeiten konnte.

»Du hast ja auch Platten«, sagte Jouni und zeigte mit einem schmutzigen Finger auf einen kleinen Ständer aus schwarzem Plastik, in dem einige Schallplatten ohne Hülle standen.

»Die gehören meiner M-Mutter. Aber ihr Plattenspieler ist kaputt, und wir können es uns nicht leisten, ihn r-reparieren zu lassen.« Ariel sah grübelnd Jouni an, der inzwischen angestrengt wirkte: Sein Gesicht war rot angelaufen, und seine Arme zitterten ein wenig, mittlerweile hing er seit vielen Minuten in dem Fenster. »Warum hast du mich geschlagen?«, fragte Ariel. Sein Ton war nüchtern und sachlich, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, ausgerechnet diese Frage zu stellen.

Jouni schwieg überrumpelt. Das hatte ihn bisher keines seiner Opfer gefragt. »Ich weiß es nicht«, antwortete er nach langem Schweigen. Er war verlegen, und um Ariels Aufmerksamkeit abzulenken, zeigte er erneut in das Zimmer, auf das Foto eines jungen Mädchens in einer adretten Bluse: Das gerahmte Bild stand auf einem Büfett zwischen einer bauchigen blauen Blumenvase und einem Weihnachtsmann, den jemand aus



Kjell Westö

## **Geh nicht einsam in die Nacht**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 704 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-442-75282-9

btb

Erscheinungstermin: März 2013

So wehmütig und melancholisch wie ein finnischer Tango!

Helsinki, in den bewegten 68ern. Jouni, Ariel und Adriana könnten unterschiedlicher nicht sein und sind doch Freunde. Jouni kann sowohl reden als auch zuschlagen, er ist ein Mann mit einem ausgeprägten Sinn für Karriere. Ariel ist das genaue Gegenteil, ein stotternder Träumer mit musikalischem Talent. Zwischen ihnen steht Adriana: scharfsinnig, selbständig und nervös. Sie ist die treibende Kraft des Trios. Es ist ihre Idee, dass die drei eine Band gründen, eine Art finnische Variante von Peter, Paul & Mary - und für eine Weile leben sie eine ménage a trois wie im Film Jules et Jim. Aber dann trennen sich ihre Wege. Jouni geht in die Politik, Adriana wird zunehmend von Ängsten geplagt, und Ariel versinkt in seiner Drogensucht und geht nach Stockholm, wo er spurlos verschwindet.

Zwanzig Jahre später beginnt ein Mann namens Frank Loman zu recherchieren, was mit den drei Freunden geschehen ist. Es gibt Berührungspunkte, nicht zuletzt ist er rettungslos in Adrianas jüngere Schwester Eva verliebt. Doch das ist nicht alles, sein eigenes Leben ist auf ungeahnte Art in vielem eine Fortsetzung ihrer Lebenswege...

 [Der Titel im Katalog](#)